

Ihr Recht

Unterhalt für die Eltern?

Natur

Zerzaust und ungestüm –
die Esche

Rheinbreitbach

Vom Schandfleck
zum Schmuckstück

Erzählung

Der Simpel

Reportage

Immer noch in den Alpen

Kieselchen

Das Eichhörnchen

Niederdollendorf

Junges Schiff mit altem Turm

Bonn
Königswinter
Oberpleis
Bad Honnef
Rheinbreitbach
Unkel Erpel Linz

14 Seiten

Veranstaltungsübersicht

Liebe Leserin, lieber Leser,

Oberflächlich betrachtet bilden sie ja vielleicht optisch eine Einheit: Turm und Kirchenschiff von St. Michael bieten ein bemerkenswertes Bild im schmucken Ortskern von Niederdollendorf. Doch dazwischen liegen über 700 Jahre! Wie denn das? Karl Josef Klöhs löst das Rätsel. Er erzählt in **Junges Schiff mit altem Turm** auf den Seiten 4 bis 6 die Geschichte dieser Pfarrkirche.

Damals, als der wuchtige Turm dieses schönen Gotteshauses entstand, garantierte ein reicher Kindersegen den Eltern im Normalfall einen gesicherten Lebensabend. Doch schon lange Zeit ist die Großfamilie von früher »out«, leben die Generationen nur noch in seltenen Fällen unter einem Dach. Und schon längst fristen Eltern nicht mehr dank der Zuwendungen ihrer erwachsenen Kinder ihr karges Dasein. Falsch gedacht! Denn natürlich müssen auch heute noch die Sprößlinge unter bestimmten Voraussetzungen finanziell für den Lebensunterhalt von Vater und Mutter eintreten. **Die teure Familie** betitelt RA Christof Ankele deshalb seinen Beitrag über die Unterhaltungspflichten von Kindern gegenüber ihren Eltern (Seite 7).

Dreist und unkonventionell, wie kleine Kinder manchmal sind, ist auch der »Baum des Jahres 2001«, die Esche. Ulrich Sander stellt Ihnen diesen bemerkenswerten Einzelgänger des Waldes auf Seite 8/9 in Wort und Bild ausführlich vor. Wenn heutzutage irgendwo ein seit Jahren unbewohntes Fachwerkhaus von Grund auf restauriert wird, schaut eigentlich kaum noch jemand hin. Anders wird die Sache, wenn es sich dabei um einen großen ehemaligen Winzerhof handelt, der mitten in einem kleinen Dorf steht. Martina Rohfleisch berichtet über ein derartiges Unternehmen in Rheinbreitbach in **Vom Schandfleck zum**

Schmuckstück auf den Seiten 10/11.

Schütteln Sie jetzt ruhig einmal den Baustaub von Ihren Schuhen ab, nehmen Sie Platz in Ihrem Lieblingssessel und lehnen Sie sich gemütlich zurück. Entspannen Sie sich bei einer Erzählung von Heinrich Blumenthal: **Der Simpel** auf Seite 12/13 wird Sie schmunzeln lassen.

Dann wird es Zeit, wieder auf Wanderschaft zu gehen. Begleiten Sie ein zweites und letztes Mal die vier Freunde von Nonnenwerth (siehe auch rheinkiesel Oktober 2001) auf ihrer Tour **Immer noch in den Alpen** (Seite 13/14). Danach wird es ausgesprochen putzig. Unser Kieselchen stellt allen kleinen und großen Lesern ein Tier vor, das sich von jeher besonderer Beliebtheit erfreut: **Kobolde der Baumwipfel** nennt es



die flinken Kerlchen, die wir alle kennen und gern haben (Seite 16/17).

Wenn Sie dieses Heft in den Händen halten, kann Ihr rheinkiesel übrigens ein kleines Jubiläum feiern: Seit exakt fünf Jahren erscheint das »Magazin für Rhein und Siebengebirge« nunmehr. Ich wünsche Ihnen viel Spaß beim Lesen

*Her
Erwin Bidder*

IMPRESSUM



Titelbild: L. Leiner
(Das Foto zeigt St. Michael in Niederdollendorf)

Erscheinungsweise: monatlich, jeweils zum Beginn des Monats
Anzeigenschlußtermin: 15. des Vormonats
Verteilte Auflage: 15 000 Exemplare
Druckverfahren: Offsetdruck, 60er Raster
Druckunterlagen: Offsetfilme, Reinzeichnungen, reprofähige Vorlagen

Herausgeber Erwin Bidder, Rheinbreitbach ■ **Redaktion** Erwin Bidder (verantwortlich), Julia Bidder, RA Christof Ankele, Heinrich Blumenthal, Hildegard Ginzler, Paulus Hinz, Karl Josef Klöhs, Martina Rohfleisch, Ulrich Sander ■ **Veranstaltungskalender** Benjamin Bidder ■ **Verlag, Vertrieb und Anzeigenverwaltung** Quartett-Verlag Erwin Bidder, Im Sand 56, 53619 Rheinbreitbach ☎ Telefon (0 22 24) 7 64 82, Telefax (0 22 24) 90 02 92, eMail: Erwin.Bidder@t-online.de ■ **Layout, Satz und Grafiken** particular, Axel und Kai-Uwe Schilling GbR, Cäsariusstraße 91, 53639 Königswinter ☎ Telefon (0 22 23) 90 80 11 ■ **Illustrationen** Archiv Musik-Korps der Bundeswehr, Axel Schilling, Erwin Bidder, Julia Bidder, Thilo Beu, Heinrich Blumenthal, Paulus Hinz, Karl Josef Klöhs, Ulrich Sander, Rainer Schmitz, PhotoDisc, Lisa Schock, Tourismus Siebengebirge GmbH ■ **Anzeigen** Erwin Bidder (Verlag) ☎ (0 22 24) 7 64 82 ■ **Druck** medio GmbH, Köln ■ **Beilagenhweis** Schwegmann & Schulte, Bad Honnef (Teilbeilage)

Junges Schiff mit altem Turm

Ein wuchtiger Kirchturm überragt die schlichten Fachwerkhäuser im alten Ortskern von Niederdollendorf. Während dieser spätromanische Turm als eines der ältesten erhaltenen Bauwerke der Mark Dollendorf auf rund 800 Jahre Geschichte blicken kann, entstand das heutige dritte Kirchenschiff erst vor 90 Jahren.

Im Jahre 1784 war das mittelalterliche Langhaus von einem verheerenden Hochwasser unterspült worden. Das baufällig gewordene Kirchenschiff ersetzte ein 1789 fertiggestellter spätbarocker schmuckloser Saalbau von rund 19 mal 11 Metern mit abgeschrägten Ecken und einer Flachdecke.

Im auslaufenden 19. Jahrhundert dachten die Niederdollendorfer Katholiken erneut über eine Vergrößerung und Verschönerung ihrer Pfarrkirche St. Michael nach. Für die schnell wachsende Gemeinde war die alte Kirche zu klein geworden.

Zudem nagte an den alten Grundmauern seit jeher der dicht vorbei fließende Bach. In Höhe des alten Portals floß er nach Norden und dann über die heutige Königstraße zum Rhein. Besonders nach starken Regenfällen drohte er die Kirche zu überfluten. Die feuchten Wände verbreiteten einen modrigen Geruch. Im März 1895 berichtete das »Echo des Siebengebirges«: »Wie nicht



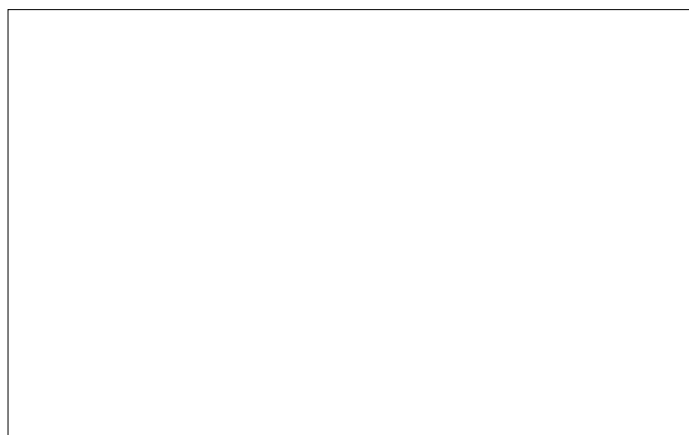
Trutzig in den blauen Abendhimmel:
Turm von St. Michael in Niederdollendorf

anders zu erwarten, stürzten heute infolge Aufgehen des Frostwetters die seit längerer Zeit unterspülten Umfassungsmauern des an der hiesigen Pfarrkirche vorbei führenden Baches ein, das Bachbett selbst mit Steingeröll derart ausfüllend, daß das Wasser bei seinem Laufe die Fundamente der Kirche passieren muß, vielleicht um dieselbe zum Umsturz zu bewegen oder doch deren Haltbarkeit und Festigkeit zu erproben.«.

Der ständig zunehmende Verkehr im Kreuzungsbereich der Provinzialstraße und der Heisterbacher Straße nährte Diskussionen über einen Neubau des Gotteshauses an einem ruhigeren Ort. Das zuständige Ministerium in Berlin bestand derweil darauf, den alten Turm mit seiner Apsis unbedingt zu erhalten.

Startkapital vom Pfarrer

Als Pfarrer Gottfried Simar im Dezember 1895 starb, begrün-



dete er mit seinem Nachlaß den Fonds für eine neue Pfarrkirche. Sein Nachfolger Pfarrer Martin Franken führte die Initiative fort. 1896 reichten die Bonner und Kölner Baumeister Rüppel, Erwen und Ross erste Neubaupläne ein.

Schwierige Planungsphase

Im selben Jahr wurden Pläne einer Kleinbahnstrecke zwischen Bonn und Honnef entlang der Provinzialstraße, der heutigen Hauptstraße, bekannt. Der Kirchenvorstand lief sofort Sturm gegen die Streckenführung. Im September 1897 schrieb Pfarrer Franken an den zuständigen Regierungsrat in Köln: »Den Bauplänen für eine neue Kirche steht das Projekt einer elektrischen Bahn verhängnisvoll entgegen. ... Der Gottesdienst würde dadurch öfters erhebliche Störungen erleiden, zum großen Schaden der hiesigen »leichtlebigen und genußsüchtigen Bevölkerung« und es würde die Frage entstehen, ob es angesichts der Übelstände nicht im Interesse des Gottesdienstes sei, eine andere Baustelle zu erwerben. ... Der materielle Nutzen den die Bahn dem Dorf etwa bringen wird, erreicht bei Weitem nicht die moralischen und materiellen Schäden, die der Kirchengemeinde durch die Anlage der Bahn entstehen, weshalb der Vorschlag gestattet sei, die Bahn zwischen Nieder- und Oberdollendorf zu legen.«. Die Bedenken zur Bahntrasse fanden schließlich Gehör.

Nicht richtig voran ging es mit den Kirchenneubauplänen. Bis 1907 ersetzte ein Architektenentwurf den anderen. Einige Zeichnungen zeigten eine prachtvolle zweitürmige romanische Kirche. Alle Vorschläge scheiterten an den Kosten oder an der zu kleinen Baufläche. Der neu gegründete Kirchenbauverein mühte sich redlich, das Machbare umzusetzen. Im Sommer 1908 brachte ein Ortstermin mit einer Regierungsabordnung, Landrat, Bürgermeister und dem Kirchenvorstand endlich den Durchbruch. Auf Vorschlag des Berliner General-Konservators Lutsch einigten sich die verantwortlichen Herren darauf, neben der alten Kirche auf dem ehemaligen Friedhof ein neues Langhaus im spätgotischen Stil bauen zu lassen. Mit diesem Kompromiß stand auch der behördlichen Genehmigung für eine Haussammlung bei den Katholiken der Regierungsbezirke Aachen, Köln und Düsseldorf nichts mehr im Wege. Die königliche Regierung in Köln avisierte zusätzlich ein »allerhöchstes Gnadengeschenk« von 19.000 Mark. Im Frühjahr 1910 schrieb der Kirchenvorstand die Bauarbeiten nach den Plänen des Architekten Theodor Ross öffentlich aus. Viele Gewerke erstellten heimische Betriebe. Die Niederdollendorfer Heinrich Weck und Ernst Wirz teilten sich die Schreinerarbeiten, Carl Prinz erledigte die Klempnerarbeiten. Als Schlosser waren Wilhelm Richarz aus Nieder- und Anton Prinz aus Oberdollendorf

eingebunden. Die Gebrüder Kauert aus Oberdollendorf erhielten den Zuschlag für die Zimmermannsarbeiten. An die Königswinterer Firmen Bachem & Comp. und Heinrich Leven gingen die Steinmetz- und Bruchsteinarbeiten. Schließlich leisteten auf der Baustelle im Ortskern die Firmen Wilhelm Wolff aus Kessenich, verantwortlich für die Erd- und Maurerarbeiten, Dachdecker Michael Schopp aus Erpel und als Bildhauer Grüther aus Köln ihre Arbeit.

Die feierliche Segnung des Grundsteines vollzog Pfarrer Carl Commes als Dechant des Dekanates Königswinter am 14. August 1910.

Zügig gingen die Bauarbeiten voran. Bereits vor Weihnachten waren das Kirchenschiff und der Chor einschließlich der Sakristei unter Dach

gebracht. Ein milder Winter förderte den weiteren Fortgang der Arbeiten.

Fast genau ein Jahr nach Baubeginn am 13. August 1911 empfing die neue geräumige Kirche mit

dem schönen Netzgewölbe durch den Weihbischof Dr. Josephus Müller ihre Weihe.

Im wesentlichen wurde die Einrichtung der alten Kirche übernommen. Den neuen Hochaltar

finanzierte jeweils zur Hälfte der Kirchenbauverein und die freiherrliche Familie von Loe-Dalwigk zu Longenburg.

Wie selbstverständlich unterstützten auch viele protestantische Niederdollendorfer Familien mit Spenden den Kirchneubau.

Das alte Kirchenschiff, immer noch südlich in Verlängerung des Turms neben dem neuen stehend, wurde im November 1911 auf Abbruch verkauft. Den Zuschlag erhielt Hugo Klein aus Niederdollendorf für 750 Mark. Das ehemalige Westportal wurde in den vermauerten Triumphbogen der Turmwestwand eingesetzt.

Karl Josef Klöhs



Ein Festtag für die Pfarrgemeinde: feierliche Glockenweihe am 3. April 1927 (Passionssonntag)

Letzte Chance

Viele Bilder aus der Geschichte der katholischen Kirche St. Michael sind in einer Sonderausstellung in der Heimatstube des Kreises der Heimatfreunde Niederdollendorf letztmalig am Sonntag, den 4. November 2001 von 10.00 Uhr bis 12.30 Uhr zu sehen. Für weitere Informationen steht Karl-Willi Weck gerne zur Verfügung (Tel.: 0 22 23/35 16).

Heimatstube Niederdollendorf
Schulzentrum Niederdollendorf
Friedenstraße 22

Die teure Familie

Kinder kosten Geld kosten, das ist eine Binsenweisheit. Gerne wird jedoch die heikle Frage verdrängt, wer eigentlich zahlt, wenn die eigenen Eltern oder ein Elternteil in finanzielle Bedrängnis geraten, z.B. weil die Kosten für den nötigen Heimaufenthalt trotz der Zuschüsse aus der Pflegeversicherung die eigenen Mittel übersteigen.

§ 1601 des Bürgerlichen Gesetzbuches (BGB) sagt hierzu kurz und knapp: Verwandte in gerader Linie sind verpflichtet, einander

trägers kann sich das unterhaltsverpflichtete Kind dann ebenso wehren, wie gegen die Forderungen die Eltern direkt an das Kind.



Ein Bild der Vergangenheit: die Großfamilie

Unterhalt zu gewähren. Das heißt also prinzipiell, daß Kinder, Eltern und Großeltern, nicht aber Geschwister oder Verschwägerte, sich untereinander helfen müssen. Voraussetzung dafür ist, daß die betreffende Person nicht mehr imstande ist, sich selbst zu unterhalten. Hier soll einmal davon ausgegangen werden, daß diese Bedürftigkeit bereits festgestellt ist.

Im Normalfall treten die bedürftigen Eltern nicht direkt an ihre Kinder heran, es ist eher der Sozialhilfeträger, also zum Beispiel das Sozialamt oder der Landschaftsverband, bei dem die Eltern Unterstützung beantragen. Auf die Sozialhilfeträger geht nämlich kraft Gesetzes, also sozusagen von selbst, der mögliche Anspruch aus § 1601 BGB der Eltern gegen die Kinder über (nicht gegenüber Großeltern oder Enkeln) soweit Sozialhilfe an die Eltern geleistet wird.

Gegen die entsprechende Zahlungsaufforderung des Sozialhilfe-

Dies bedeutet nach § 1603 BGB: Unterhaltspflichtig ist das Kind nicht, wenn es ohne Gefährdung seines angemessenen Unterhaltes unter Berücksichtigung seiner sonstigen Verpflichtungen nicht zur Zahlung imstande ist. Vorrangige »sonstige Verpflichtungen« sind insbesondere die Unterhaltsleistungen gegenüber Kindern und (auch geschiedenen) Ehegatten. Die entsprechenden Angaben zur Vermögens- und Einkommenssituation werden von dem Sozialamt mit Hilfe eines Fragebogens eingeholt, zu dessen Beantwortung der Angehörige verpflichtet ist. Grundsätzlich entspricht das Nettoeinkommen nicht dem Betrag, der zur Ermittlung einer möglichen Unterhaltspflicht errechnet wird. Von dem Nettoeinkommen können alle notwendigen laufenden Ausgaben, so für Versicherungen und Kredite, die bereits vor Bekanntwerden der Unterhaltspflicht bestanden haben, abgezogen werden.

Wohnt der Unterhaltspflichtige in der eigenen Wohnung oder eigenem Haus, können hiermit verbundene Ausgaben (auch Zins- und Tilgungsleistungen) ebenfalls geltend gemacht werden, andererseits wird der fiktive Mietwert des Eigenheimes dem Einkommen hinzugerechnet. Das so ermittelte Einkommen ist selbstverständlich nicht vollständig zur Zahlung an die bedürftigen Eltern zu verwenden. Dem Kind verbleibt ein sogenannter Selbstbehalt. Nach den Unterhaltsleitlinien des Oberlandesgerichts Köln be-

läuft sich dieser derzeit auf DM 2.250,- inklusive einer berücksichtigten Warmmiete von DM 800,-. Dieser Betrag ist nicht für Unterhaltsleistungen an Eltern zu heranzuziehen. Wenn das Kind verheiratet ist und mit seinem Partner zusammenlebt, kommt dann zugunsten des Ehegatten noch ein Betrag von DM 1.750,- (inklusive einer weiteren Warmmiete von DM 600,-) hinzu. Die Leitlinien haben keine Gesetzeskraft, sie sollen nur eine ungefähre Richtschnur sein. Derartige Leitlinien existieren auch bei anderen Oberlandesgerichten.

Der Unterhaltsverpflichtete muß auf die Aufforderung des Sozialamtes nicht zahlen, wenn er den Eindruck hat, die Berechnung stimmt nicht. Das Sozialamt muß dann vor das Zivilgericht gehen, wenn es seine Forderungen durchsetzen will. Natürlich sollte man sich nur weigern, wenn begründete Zweifel an der Unterhaltspflicht bestehen, da im Falle eines Prozeßverlustes auch noch die Kosten des Gerichtsverfahrens hinzukommen. Bei einem hohen Einkommen des Kindes ist eine Überprüfung der Berechnung auf jeden Fall empfehlenswert.

Rechtsanwalt Christof Ankele
Kanzlei Schmidt & Ankele,
Bad Honnef

Inserieren bringt Gewinn!

Von Dollendorf bis Linz, von Oberpleis bis Sankt Katharinen findet der rheinkiesel Monat für Monat seine Leserinnen und Leser. Die Auflage beträgt 15.000 Exemplare.

Fordern Sie unsere Anzeigenpreisliste an:

Telefon (0 22 24) 7 64 82

Telefax (0 22 24) 90 02 92

eMail erwin.bidder@t-online.de

06-01-31

Dreist und unkonventionell

»Eichen sollst du weichen, Buchen sollst du suchen...« – Diese beiden heimischen Laubbaumarten sind bei uns die bekanntesten und häufigsten. Aber wie steht's mit Eschen? Sie sind lange nicht so bekannt. Und was die Wenigsten wissen: Eschen besitzen erstaunliche Fähigkeiten und brechen so manche Regel in der Welt der Bäume. Gesucht werden sie trotzdem – oder gerade deshalb. Aber von wem und warum? Gründe genug, diesen Baum, der zum »Baum des Jahres 2001« ernannt wurde, einmal näher vorzustellen.

Wenn man nicht weiter darauf achtet, fällt der Eschenbaum auch nicht auf. Die Blätter grün, die Rinde (bzw. Borke) von grauer Grundfarbe und mit gestrichelter oder netzartiger Struktur, die Höhe wie es sich für einen konventionellen Laubbaum gehört. Wenn man allerdings die Krone und Anordnung der Äste etwas näher in Augenschein nimmt, so fällt doch eine ungestüme, verworrene und zerzaute Form auf, die an Ludwig van Beethovens Frisur erinnert. Ein erster Hinweis auf die ganz und gar unkonventionellen Eigenschaften der Esche. In der Jugend wächst sie schnell und schlank in die Höhe, dem energispendenden Licht entgegen, und »schießt« anderen Baumarten davon. Überflüssige Verästelungen vermeidet sie zunächst, so daß man schon Exemplare fand, die bei drei Zentimeter Stammdurchmesser bereits zehn Meter hoch waren! Den Wachstumsvorsprung behält sie so gut es geht bei, weshalb sie mit bis zu 40 m Höhe zu den größten heimischen Laubbäumen zählt. Diese Tatsache spiegelt sich auch im botanischen Namen *Fraxinus excelsior* wider. *Fraxinus* ist der Name, den die Römer von den Griechen (*phraxis* = Zaun) übernommen hatten. In der Tat hat man das äußerst feste Holz gerne zum Bau von Zaunanlagen verwendet. Der Artname *excelsior* bedeutet »höher« oder »erhaben-

ner«. Bis zu 15 m lange astfreie Stammabschnitte kann die Art aufweisen. Das macht das Holz zusätzlich zu seinen stabilen



Eigenschaften so begehrt. Daher wird die Esche auch zu den sogenannten »Edellaubhölzern«

gezählt. Da das wertvolle Holz eine doppelt so hohe Zugfestigkeit wie Eiche besitzt und gleichzeitig recht elastisch ist, kommen natürlich viele Nutzungsmöglichkeiten in Frage. So wurde bzw. wird es von Tischlern, Drechslern und Wagnern gesucht und verarbeitet. Zur Verwendung kommt es

beispielsweise für Werkzeugstiele, Deichseln, Radspeichen, Turngeräte (z.B. Barrenholme, Ruder, früher auch Ski), Leitersprossen, Möbel, Jalousien, Fruchtpressen, Furniere, Billardstöcke, Speere.

Die Liste ließe sich weiter fortsetzen, nicht zuletzt mit dem berühmt-berühmten Holzpflock, den man einem wehrlosen Vampir der Dracula-Familie bei seinem Tagesschlaf ins Herz treiben und zuvor aus Eschenholz schnitzen muß ...

Aber wo findet man Eschen eigentlich? Sie treten selten in Reinbeständen auf, allenfalls in Gruppen, meist jedoch vereinzelt in Mischwäldern. Sie wachsen gerne in

Hängen von Schluchten und am Grunde von Tälern in Wassernähe.

Eschen lieben nährstoffreichen, meist feuchten Boden. Da sie außerdem relativ unempfindlich gegen Luftschadstoffe sind, werden sie

auch als Stadtbäume oft gepflanzt. Der Mensch schätzte aber schon früher die guten Eigenschaften dieses Baumes. An Burgen und al-

ten Gehöften findet man sie häufig, da das Laub – frisch oder getrocknet – als Viehfutter verwendet werden kann. Insofern hatte der heute fast vergessene Baum eine existenzielle Bedeutung.

Wenn im Herbst die Blätter fallen

Jetzt, im Herbst, ist die Esche damit beschäftigt, die restlichen »Propeller«-Samen auf den bis zu 250 m weiten Luftweg zu schicken. Sie keimen jedoch im Vergleich mit anderen Bäumen erst sehr spät: frühestens nach zwei oder auch erst nach fünf Jahren. Was der Baum jetzt ebenfalls abwirft, sind seine Blätter. Als ganzes Blatt gilt in diesem Fall der bis zu 25 cm lange Stiel, an dem sich die Fiederblättchen in zwei Reihen parallel angeordnet befinden. Das ursprüngliche Blatt ist also so stark unterteilt, daß es uns eher wie ein Zweig mit vielen Einzelblättern vorkommt.

Wenn die Esche aber ein Blatt abwirft, so fällt direkt die ganze Spindel mit den vielen spitzovalen und am Rande fein gezähnten Blättchen zu Boden. Auch bei dieser Aktion geht unsere Baumart ungewöhnlich vor: Sie verzichtet darauf, eine schöne Herbstfärbung anzunehmen und stößt die Laubblätter dreist im grünen Zustand ab. Das hat aber weniger seinen Grund in vermeintlicher Eitelkeit, sondern die Esche hat's einfach nicht nötig. Auf den guten Standorten, die sie sich aussucht, kann man auf ein Recycling der Blattinhaltsstoffe, welches normalerweise das bunte Herbstlaub hervorruft, verzichten. Am Boden angelangt, werden die Blättchen schnell aufgefressen und zersetzt, da sie noch viele Nährstoffe in sich tragen. Bis zum nächsten Frühjahr sind – anders als bei anderen Bäumen – fast alle Spuren beseitigt.

Die Form der Blätter ist bei der Eberesche (auch Vogelbeere genannt) recht ähnlich. Doch deren Blättchen sind viel kleiner. Die beiden Baumarten teilen zwar Name und die typische »Fiederform« der Blätter, sind aber nicht wirklich miteinander verwandt.

Die Esche gehört zur Familie der Ölbaumgewächse und ist mit Flieder, Forsythie und Öl- bzw. Olivenbaum verwandt.

Zu erkennen ist die Esche selbst im Winter, wenn alles Laub fehlt. Einmalig sind nämlich die dicken, pyramiden- oder zwiebelartig geformten matt-schwarzen Knospen. Sie sind ein sehr gutes Bestimmungsmerkmal. Daneben gibt es paarweise angeordnet noch kleine Ersatzknospen, die einspringen, falls die Hauptknospe beschädigt wird oder wegen Frost absterben sollte.

Bis zum Austrieb im Frühjahr läßt sich der Baum aber reichlich Zeit. Manches Exemplar mag man schon für abgestorben halten, wenn im Mai noch kein einziges Blatt zu sehen ist. Erst im Juni bequemen sich einige unter ihnen, endlich das Grün sprießen zu lassen. Bei solcher (Nach-) Lässigkeit kann man die Esche gestrost als Langschläfer ansehen. Jedenfalls gibt es die Bauernregel: »Grünt die Eiche vor der Esche, gibt's im Sommer große Wäsche. Grünt die Esche vor der Eiche, bringt der Sommer große Bleiche«. Aber, ob Langschläfer als Wetterpropheten taugen?

Die Eschen selbst interessiert es in der Regel herzlich wenig, ob es viel oder wenig regnet. Um ihren Wasserbedarf zu decken, haben sie eine ausgeklügelte »Wurzeltaktik« im Boden entwickelt. Die Hauptwurzel wächst zwar zunächst senkrecht nach unten – so wie sich das für ordentliche, große Bäume auch gehört – doch schon nach 20 cm Tiefe schwenkt sie in die Waagerechte und verzweigt sich stark zu einem dichten Netz im Oberboden. Selbst spärliche Niederschläge werden so effektiv aufgesogen. Andere Baumarten müssen aufpassen, nicht ins Hintertreffen zu geraten, zumal sie meist tiefer wurzeln und dann nur noch das abbekommen, was die freche Esche übriggelassen hat. Frech, unkonventionell, lässig: Angesichts der vielen Besonderheiten läßt sich ein gewisses »Savoir vivre« der Esche nicht leugnen, oder?

Ulrich Sander

Vom Schandfleck zum Schmuckstück

»Lieber abreißen und neu bauen« – die Zeiten dieses Mottos beim Umgang mit jahrhundertealten Gebäuden sind zum Glück vorbei. Doch was macht man, wenn ein Bau aus Holz und Lehm durch und durch marode geworden ist? Beim Waldorfhof, Rheinbreitbachs ältestem Haus, schien jede Rettung zu spät – bis der Rhöndorfer Architekt Jens Koch ein Auge darauf warf ...

Langsam lichtet sich das Chaos auf der Baustelle – das Gerüst rund ums Haus ist bereits abgeschlagen,

Jahr. Im April nämlich hatte der Rhöndorfer Architekt Jens Koch begonnen, sich mit seiner Mann-

bengemeinschaft, standen kurz davor, es abreißen zu lassen.

»Wir Nachbarn fanden das alle so

schade.« Helene Ramershoven, Bildhauerin und Grafikerin, die seit Kindertagen gegenüber wohnt, erinnert sich, wie gern sie als kleines Mädchen dort gespielt hat. »Im Hof war eine Knollengrube ausgehoben, die mit Ziegeln verkleidet war. Irgendwann in einem Sommer haben wir die ganz gründlich saubergemacht. Ein Schwimmbad wollten wir darin betreiben – gegen 10 Pfennig Eintritt. Doch als wir Wasser einlaufen ließen, sickerte alles weg. War das eine Enttäuschung! Und hinter dem Kuhstall gab es ein



Ein stolzer Anblick – der neu aufgebaute Waldorfhof

im Garten stapeln sich sauber sortiert Holz- und Steinhäufen. Fertig sind die Handwerker freilich noch nicht, Sägen und Hämmern steht nach wie vor auf der Tagesordnung, hin und wieder dringen dicke Staubwolken durch die Toröffnungen auf den Bürgersteig, wo öfter mal die Einheimischen stehenbleiben und das flotte Fortschreiten der Arbeiten kommentieren. Kein Zweifel, die Restaurierungsarbeiten am Waldorfhof beherrschen immer noch das Tagesgespräch in Rheinbreitbach, und dies bereits seit einem halben

schaft des alten Gemäuers anzunehmen, dem damals der Status eines Schandflecks anhaftete. Zwei Jahre lang hatte es leer gestanden, nach und nach klafften Lücken in den Reihen der Dachziegel, die Balken verfaulten, Hummeln nisteten sich ein. Das Gebäude verfiel zusehends, und das an einer Hauptstraße des Ortes, umgeben von lauter hübsch hergerichteten Fachwerkhäusern. Die Eigentümer, eine Er-



... ein windschiefes Gemäuer (1980)

winziges mehrstöckiges Häuschen zum Trocknen von Mais. Da haben wir Kinder uns immer eine

eigene Wohnung eingerichtet«, erzählt die Künstlerin.

Solcherlei Kindheitserinnerungen stellten sich beim 34jährigen Jens Koch freilich nicht ein, als er das baufällige Haus entdeckte, und doch hat er sich darin »sofort verguckt«. Offensichtlich hatte der Planer, Absolvent der Alanushochschule in Alfter und seit zehn Jahren Spezialist für die Sanierung historischer Bauten, ein besonderes Auge dafür. Denn einst war das Fachwerkhaus einer der stattlichsten Winzerhöfe im ehemaligen Weinort Rheinbreitbach. Bereits im 16. Jahrhundert wurde ein Von Waldorf als wohlhabender Weinbauer in einer Urkunde erwähnt, vermutlich ein Ahne der Familie Waldorf, die bis vor wenigen Jahren das Haus bewohnte und nach der es heute benannt ist. Erbaut wurde es allerdings durch die Familie von Kentenich aus Kempis. In den Schlußstein des Kellerzugangs ist deutlich die Jahreszahl 1638 graviert, und wenn das Gebäude drumherum ebenfalls während des 30jährigen Kriegs errichtet wurde, stellt es das älteste Haus Rheinbreitbachs dar – mit witzigen Details. »Schauen Sie einmal den Trichterstein hier«, Jens Koch weist auf einen sorgsam durchbohrten Stein, der in den Boden eingelassen ist. »Dadurch hat man früher mit einem

Schlauch die Weinfässer im Keller befüllt.« Auch der geräumige Gewölbekeller aus Bruchstein mit eingelassenen Nischen kann sich sehen lassen und die Natursteinmauer mit der bemerkenswert schräg angesetzten Tordurchfahrt: »Originell – so kam das Fuhrwerk in der

engen Gasse besser um die Ecke.« Ebenso interessant ist auch die Holzkonstruktion des Fachwerk-

hauses. Der Experte unterscheidet die alte Ständerbauweise, in der ein großer Holzbalken – der »Ständer« eben – mehrere Geschosse durchläuft, von der »moderneren« Rähmbauweise, in der jedes Stockwerk getrennt gezimmert wurde. Der langgestreckte Waldorfhof nimmt dabei eine Übergangstellung ein, die selten zu beobachten ist. Gleich mehrere Gründe also, sich für den Erhalt des Gebäudes einzusetzen. Und so gelang es Jens Koch schließlich, gestärkt von der Ortsbürgermeisterin Ulrike Jossen und dem Denkmalpfleger Dr. Reinhard Lahr, das Anwesen für seine Eltern zu erwerben und sein umfangreiches Restaurierungskonzept durchzusetzen.

Ein Haus in der Schwebel

In den ersten vier Wochen der praktischen Arbeit war erst einmal Entrümpeln angesagt: »Rund 150 Kubikmeter Müll und Schutt haben wir abgefahren«, berichtet der junge Architekt. Die alten Lehmgefache hat sein Team, wo nötig, ausgeschlagen und jeden einzelnen Balken untersucht; 60 neue mußten die Handwerker einsetzen, der Rest konnte noch repariert werden. Anschließend wurde das ganze Haus bzw. sein Fachwerkskelett in einer spektakulären zweieinhalbwöchigen Aktion mit Stockwinden hydraulisch nach und nach um insgesamt 50 cm angehoben. »Das war eine spannende Sache«, erzählt Jens Koch. »Millimeterweise mußten wir vorgehen, immer mit dem Ohr an den knarrenden und krachenden Balken – es hätte ja auch schiefgehen können.« Wieso überhaupt dieses riskante Manöver? »Das sehen Sie am besten im Vergleich mit historischen Aufnahmen des Gebäudes«, erklärt der Fachmann. »Früher lag die Straße wesentlich tiefer als heute. Eine Rinne zwischen Bürgersteig und Haus sorgte für Entwässerung und trockene Lage des Fundaments. Bei der Straßenerneuerung vor 30 Jahren jedoch landeten die Schwellhölzer im Boden und verfaulten. Die

haben wir nun durch einen gemauerten Sockel ersetzt, und das Haus erhebt sich jetzt genauso hoch wie vorher.«

Auch bei den folgenden Arbeiten hielt sich der Bauherr möglichst ans historische Original und setzte damit konsequent auf Ökobauweise. Für die Gefache verwendete er Lehmziegel aus Niedersachsen, die Sprossenfenster stammen aus einer sächsischen Tischlerei, das Dach wurde mit historischen bunten »Schüttelpfannen« aus Rheinbreitbach und Umgebung gedeckt samt den dazugehörigen handgefertigten Roggenstrophpüppchen, die den konstruktionsbedingt wackeligen Pfannen Stabilität verleihen.

Kostet das alles nicht jede Menge Geld? »Doch, schon«, räumt Jens Koch ein. »Aber insgesamt auch nicht mehr als ein Neubau, und außerdem gibt es Zuschüsse aus öffentlicher Hand. Das sollte vielleicht einmal deutlich gesagt werden: Wir machen das nicht nur aus Liebhaberei, sondern arbeiten in der Tat gewinnorientiert.«

Gegen Jahresende ist der Waldorfhof also wieder bezugsfertig, und während die ersten Mietinteressenten schon einmal die beiden rund 180 qm großen Wohnungen beäugen, schauen sich auch die »alten« Rheinbreitbacher neugierig um. Dabei läßt sich der vielbeschäftigte Architekt immer wieder auf ein Schwätzchen ein. »Das Verhältnis zu den Nachbarn ist klasse«, sagt er. »Alle sind hilfsbereit, keiner hat sich über den Baubetrieb beschwert. Das ist wirklich erstaunlich.« Aber ist das denn so außergewöhnlich? Die Bewohner freuen sich doch über das neue Schmuckstück, wie es mittlerweile genannt wird – zumal es in Rheinbreitbach längst nicht so viele schöne Fachwerkhäuser gibt. Doch da widerspricht Jens Koch energisch: »Doch, ihr habt viele schöne Häuser hier. Manche sind zwar nicht mehr ganz in Schuß, und bei anderen ist das Fachwerk unter einer dicken Schicht Putz verborgen. Aber«, und da lächelt er, »dagegen kann man ja was machen.«

Martina Rohlfleisch

Der Simpel

»Ein Simpel«, dozierte der Bertes, »das ist ein Mensch, der so einfältig ist, daß er jeden Quatsch glaubt.«

Wir standen in einem Obstladen, um uns für unsere Frühlingswanderung zu verproviantieren.

»Ja, schau Dir das an«, rief der Bertes plötzlich, »Kirschen, reife Kirschen, und das Ende März. Die müssen vom anderen Ende der Welt kommen.«

»Die kosten ja ein Vermögen«, warf ich ein.

Der Bertes kaufte trotzdem ein Pfund und dozierte derweil weiter.

»Einen Simpel erkenne ich sofort. Meist hat er einen leicht einfältigen Gesichtsausdruck, ist aber in aller Regel von ruhigem, freundlichen Wesen. Paß auf, ich zeig Dir einen. Hier der Verkäufer zum Beispiel.«

Er ergriff eine Kirsche an ihrem Stiel und zeigte sie ihm.

»Schauen Sie mal«, sagte er »eine Kirsche, nicht wahr, und schauen Sie mal, was ich jetzt mache.« Er steckte die Kirsche mitsamt dem Stiel in den Mund. Dann machte er unter heftigen Grimassen und bei fest geschlossenem Mund einige Kaubewegungen, holte dann mit Daumen und Zeigefinger den Kirschenstiel aus dem Mund und zeigte ihn dem Verkäufer. Der Stiel hatte in der Mitte einen Knoten.

»Können Sie das auch?« fragte der Bertes lächelnd.

Der Verkäufer war hingerissen.

»Wie kann man mit der Zunge

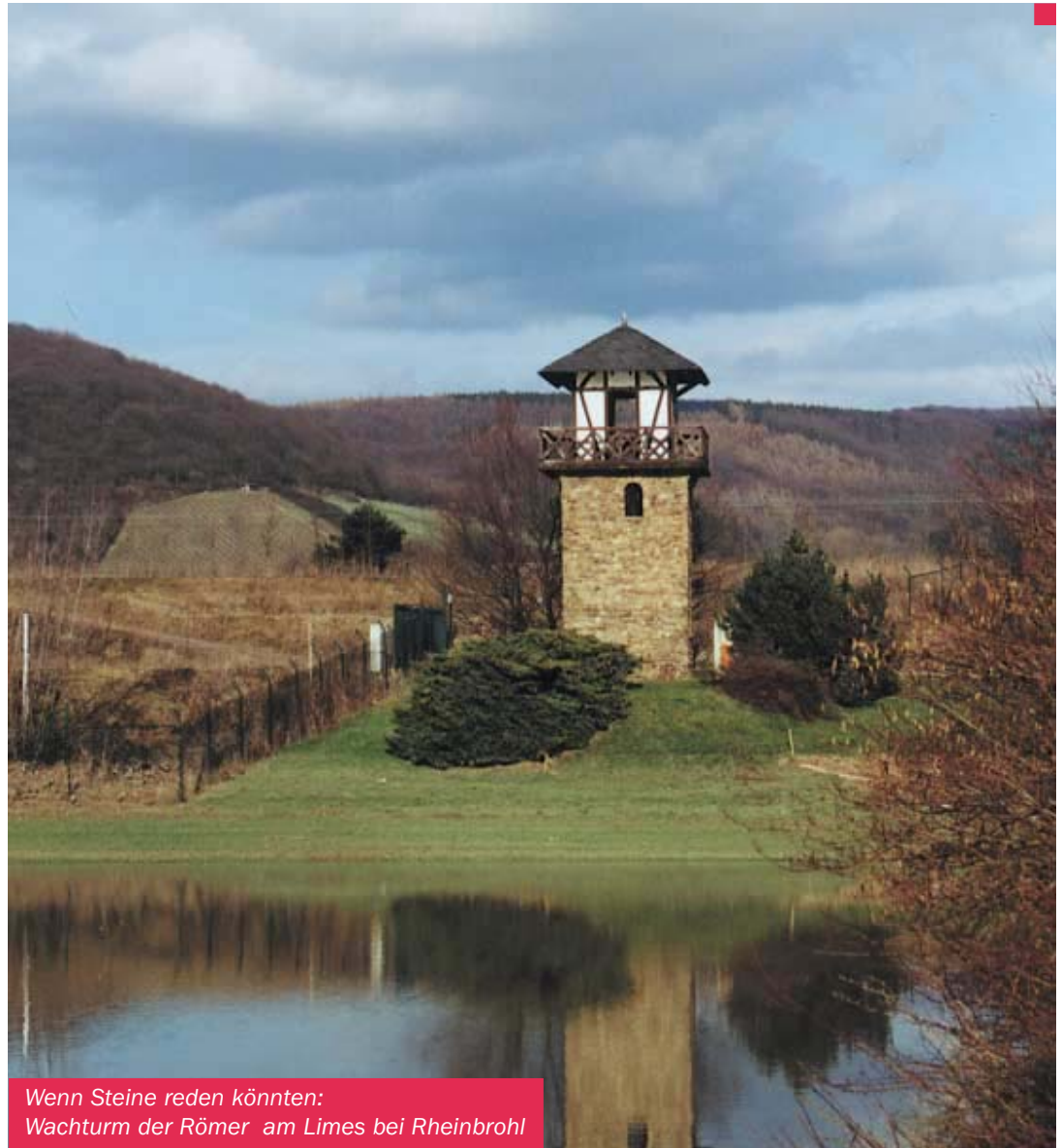
einen Knoten in einen Kirschenstiel machen?« wunderte er sich.

»Siehst Du«, sagte der Bertes beim Weitergehen, »vorher steckt man sich natürlich einen Stiel mit Knoten in den Mund, aber darauf

kommt ein Simpel natürlich nicht. Er ist halt ein wenig einfältig.«

Dann zogen wir los.

Am nächsten Morgen saßen wir beim Frühstück im Hotel. Aus dem Radio ertönte leise Unter-



Wenn Steine reden könnten:
Wachturm der Römer am Limes bei Rheinbrohl

haltungsmusik. Dann berichtete ein Sprecher mit sachlicher Stimme über eine technische Sensation:

Der Universität Bonn sei es soeben gelungen, sagte er, bestimmte Steine sozusagen zum Sprechen zu bringen. Und zwar habe man entdeckt, daß es Steinarten gebe, die imstande seien, Schallwellen aufzunehmen und über Jahrhunderte hinweg zu speichern. In einem aufwendigen Verfahren sei es nun den Wissenschaftlern gelungen, die gespeicherten Schallwellen wieder hörbar zu machen. Man habe dazu Steine von einem Wachturm des römischen Limes bei Rheinbrohl verwendet, die ein Gespräch zweier Wache schiebender Legionäre gespeichert hätten – ein Gespräch, das diese vor 1826 Jahren geführt hatten. Dieses werde man den Hörern nun präsentieren und bitte um Verständnis für die problematische Tonqualität.

Der Bertes packte mich am Arm. »Hast Du das gehört, das ist ja unglaublich, was heutzutage alles möglich ist.«

Er sprang auf und stürzte zum Radio. Er konnte es laut stellen, wir beide waren die einzigen Gäste im Frühstücksraum.

Zunächst erscholl ein Rauschen, dann machte es entsetzlich laut *krkrkrk*, dann ertönte eine Baßstimme und deklamierte in feierlichem Hexameter:

»Sage mir, Gajus, was trieb Dich hierher in die nordischen Sümpfe?

Hast Du einst silberne Löffel geklaut von der Tafel des Feldherrn? Hast Du dem Hauptmann entfremdet das Herz seines Liebchens?

Hart ist die Strafe, drum schwer muß auch wiegen die Untat, die Du begangen und sühnst in Rheinbrohl in den Sümpfen!«

krkrkrkrk machte es wieder, dann antwortete eine andere Stimme:

»Ach, Kamerad, ein gar furchtbares Schicksal hat einst mich in Gallien getroffen.

Gut war der Wein, der mir dort einst im Römer gefunktelt. Alkohol war es, der dann mir die Sinne vernebelt, Felddienste hab' ich

mit höhnischen Worten verweigert. Wörtlich zitiert' ich den Götz, den prolet'schen Barbaren.

Das hat dem Feldherrn nun ganz und gar nicht gefallen

Trübsinnig hock' ich seither an des Rhenus arg schlammigem Ufer,

saufe die Brühe, die ›Wein‹ man hier nennt und genieße die Liebe nein, nicht im Arm Aphroditens, die Strafe ist hart und sie nennt sich Elfriede.«

krkrkrk

Der Bertes war sprachlos

»Das ist ja unglaublich«, flüsterte er.

Krkrkrk machte es wieder.

»Schau, Kamerad, da kommt endlich die Wache, die neue, tschüß denn und sauf nicht soviel ...«

krkrkrk. Ende.

Dann war da wieder die sachliche Stimme des Radiosprechers:

»Soweit das Gespräch der beiden Legionäre in Rheinbrohl. Weitere Informationen erteilt ...«

Der Bertes war wie benommen, so, als ob er das alles gar nicht richtig mitbekommen hätte.

»Was heutzutage nicht alles möglich ist«, wunderte er sich, »ich werde ...«

»Bertes«, mahnte ich, »Bertes, komm zu Dir. Das war doch alles Unsinn. Glaubst Du etwa, römische Legionäre auf Wache hätten sich in neuhochdeutscher Sprache und dazu auch noch in Hexametern unterhalten? Und sich mit ›tschüß‹ verabschiedet, statt mit ›Salve‹? Guten Morgen, lieber Bertes!«

Der Bertes erstarrte.

Das Radioprogramm lief weiter. Es erscholl ein Gong, dann eine Stimme:

»Es ist neun Uhr, Sie hören Nachrichten: Heute ist Sonntag, der 1. April ...«

Der Bertes griff sich an den Kopf.

»Heinrich,« stöhnte er dann, »Heinrich, weißt Du, was ich bin?«

»Ja, lieber Bertes«, antwortete ich voller Mitgefühl, »ich weiß es, Du bist ein Simpel, man erkennt das an Deinem leicht einfältigen Gesichtsausdruck!«

Heinrich Blumenthal

Immer noch in den Alpen

Die geschätzte Leserschaft erinnert sich: ein fröhliches Quartett aus dem Rheinland, samt und sonders »Nonnenwerther«, war aufgebrochen, begleitet von Hannibal, die Alpen zu überqueren. Im ersten Teil schilderten wir die ersten schwierigen Etappen dieses strapaziösen Unternehmens. Wo waren wir doch gleich stehengeblieben? Richtig, auf 2.599 Meter Höhe, am Mädejoch – und dann der gefährvolle Abstieg. Wie geht es weiter?

Es gab ja auch Erfreuliches. Warum nicht darüber berichten? Fast sieht es so aus, als wolle das Rüsseltier namens Hannibal selbst erzählen. Doch dann gewinnt seine typische Schweigsamkeit wieder die Oberhand. Die wandernden Vier wissen ohnehin, was ihm besonders gefallen hat. Wie seine grauen Verwandten mit gutem Gedächtnis und großer Gelehrigkeit ausgestattet, hatte das brave Tier schnell heraus, daß es seinen Wandergenossen dienlich sein konnte, indem es für sie Wasser trug: Aus all den sprudelnden Bächen und Wasserfällen entlang des Weges ließ es sich gutmütig mit dem kühlen Naß füllen. Ganze zwei Liter nahm es auf zum Trinken, Haare waschen oder Töpfe spülen. Als wassertragender Kamerad hatte er seine Bestimmung gefunden, an der er fortan bis zum Ende der Reise zu aller Zufriedenheit festhalten sollte.

»Hinter Mittelberg war die Straße zu Ende, da hörte alles auf«, erklärt Richard. Vor den Alpenfreunden ragte das Gebirge auf, einsam und von erhabener Schönheit. Kraftvoll schritten die Vier zum Pitztaler Jöchl auf und erreichten vorab die auf 2759 Me-

tern gelegene Braunschweiger Hütte. Gerade noch rechtzeitig. Schon vorher hatten sie manches Mal besorgt zum Himmel ge-

gießen. Da aber saßen die Wanderer, sich die Hände am heißen Tee wärmend, schon gemütlich in der Hütte.

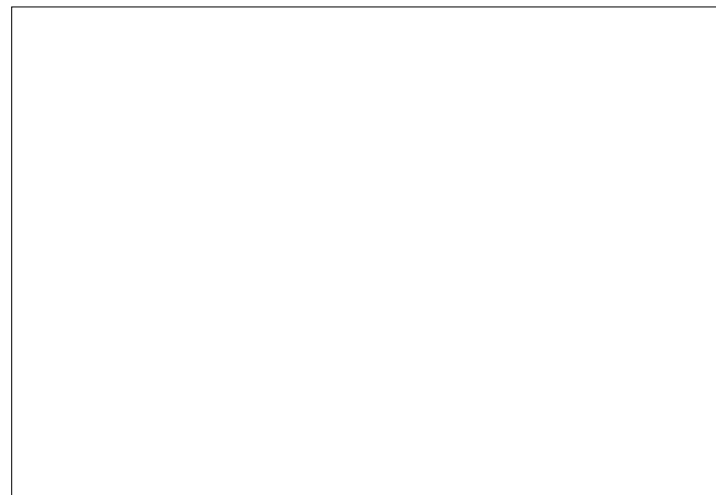
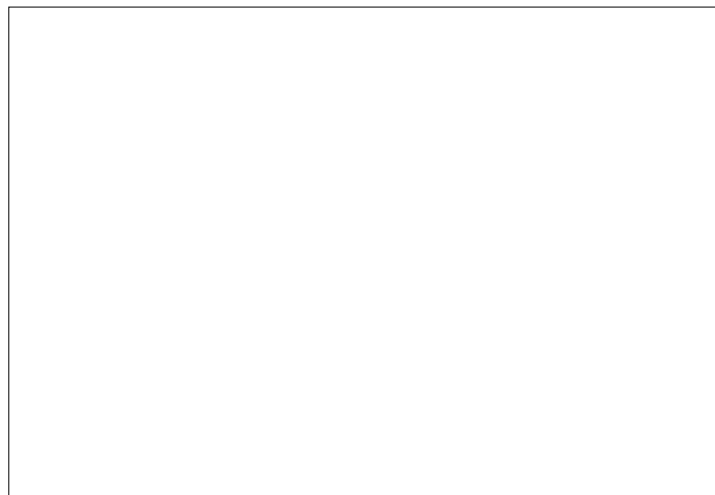


schau, wo sich immer mehr Wolken grau zusammenzog. Duster wurde es und kühl, bis donnertosend und Blitze spuckend ein Gewitter losbrach, um enorme Wassermassen über die Höhen zu er-

Diese erneute Hüttenbekanntheit bestätigte eine bereits gemachte Erfahrung: »Jede Hütte hat ihren eigenen Charakter«, erinnert sich Richard. »Die Memminger Hütte war ganz klein und einfach,

die Braunschweiger Hütte, umgeben von lauter 3000ern, besuchten Leute, die Topexpeditionen durchführten«, erläutert Sebastian. Unterschiedliche Wanderstile und Ausrüstungen bremste aber nicht die Neugier aufeinander. »Man kommt mit allen Leuten gut ins Gespräch«, haben die Wanderer erlebt. Bergwanderer unter sich reden über Routen und übers Wetter. Und das ist in den Alpen alles andere als ein Verlegenheits-thema. Die geradezu rasanten

Temperaturstürze, Umschwünge von trockener zu nasser, heiterer zu stürmischer Wetterlage wollen einkalkuliert sein, wenn man nicht scharf auf üble Überraschungen ist.



Schon bald sollte sich die Wandergruppe verkleinern. Benny, der bereits das Abitur in der Tasche hatte, zog es ins ferne St. Petersburg. Dort will er ein Jahr lang einen sozialen Dienst ableisten, weshalb er sich in Zwieselstein nach einer Woche unvergleichlicher Wanderlust von seinen Freunden verabschiedete. Ermunterungen und beste Wünsche gingen hin und her. Ein Küßchen noch für Hannibal – weiß Gott, der Abschied fiel nicht leicht. Schließlich war es doch Benny gewesen, der Hannibal in jenem Trierer Geschenkeladen als erster liebend in die Arme geschlossen hatte.

Also machten sich das Trio auf zum Timmelsjoch, wo die Landesgrenze zwischen Österreich und Italien verläuft. Keiner von ihnen hatte gehaut, welcher herrlicher Anblick auf sie wartete. Blühende Hänge voller Alpenrosen verschlugen ihnen die Sprache. Hannibal war ganz in seinem Element: das heißt, auch er schwieg voller Ergriffenheit vor sich hin. Sein Elefantenherz pochte dafür um so schneller. Eine neue Leichtigkeit beschwingte von da an die verbliebenen Alpenliebhaber. Die Luft, die hinter dem Timmelsjoch merklich wärmer wurde, schmeichelte ihrem Gemüt. Da grüßte bereits Italien, das Land, wo die Zitronen blühen.

Zunächst aber galt es auf dem »Gebirgsjägersteig« die Hirzer Spitze zu bezwingen. Welch eine Herausforderung! Mit einem Blick auf Hannibal stellte das Trio

übereinstimmend fest, daß der kleine Bursche prächtig in Form war. Matt, beinahe seidig schimmerte seine blaue Haut, keck reckte er den kleinen Rüssel, um die gute Bergluft tief in sich aufzunehmen und unternehmungslustig blickten die Augen. Also dann, rauf auf die Hirzer Spitze. Nur für den freundlichen Dickhäuter wurde es ein fußschonen-der Gang. Die Bergfreunde wechselten sich nämlich ab, ihn zu tragen und stapften selbst mühsam voran. Bald führte der Höhenpfad, als solcher oft kaum erkennbar, durch lockeres Geröll, bald über teilweise oder völlig vereiste Passagen. Mit Spannkraft allein gab es kein Weiterkommen. Äußerst sorgfältig mußte in diesen Höhen ein Fuß vor den anderen gesetzt werden. Wie viele vor ihnen gebangt hatten, ließ sich an den zahlreichen die Strecke flankierenden Steinmännchen ablesen. Hier hatten Wanderer immer wieder einen Stein auf den anderen getürmt, denn wer dies tut, so heißt es, kommt heil am Ziel an.

Auf dem Weg zur Spitze

An dem Brauch muß etwas dran sein. Lisa, Richard und Sebastian hatten die Hirzer Spitze geschafft, so wie der Berg sie geschafft hatte. Müde aber zufrieden blickten sie auf ihre Kletterleistung, die in diesem letzten Aufstieg gipfelte. Stimmt, ein wenig Stolz erfüllte sie ebenfalls. Zwei Wochen im Liegestuhl am Pool zu dösen und

alle halbe Stunde das Sonnenöl im Wasser abzustreifen ist vielleicht etwas weniger anstrengend. Doch Wanderstolz hin, Naturerlebnis her, nun zog es die drei, die vom Rheinland auszogen, um die Alpen kennen zu lernen, samt ihrem wundervollen Rüsseltier zurück ins Tal. Wie gut, daß sich die allerletzte Reisetappe mit der Seilbahn zurücklegen ließ. Das kam dem strapazierten Lauf-Team sehr entgegen.

Bozen empfing sie nach all den Entbehrungen mit jeder Menge südlichen Reizen. Es war warm. Es war Markttag. Es war voll. Unglaublich viele Menschen wuselten umher, kaufend, verkaufend, anpreisend und feilschend. Beim Anblick des ausgelegten frischen Obstes gingen den Zivilisationsflüchtlingen die Augen über. Und der Duft – da wehte auch noch würziges Käse-Aroma herbei – ließ die Nasenflügel beben. Auch Hannibals Sinne schienen geschärft. Verstohlen beschnüffelte er einen samtigen, gelbroten Pfirsich, was ihm niemand übel nahm. Die schlappen Mägen wurden aufgefüllt. Nicht länger war Schmalhans Küchenmeister. Glückliche, denn in jeder Beziehung satt, weil voll mit aufregenden Naturerlebnissen, freuten sich die Wanderer, gemeinsam die Alpen überquert zu haben. Es tut eben gut unterwegs zu sein, noch dazu mit Freunden und natürlich mit Hannibal. Eine Reise ohne ihn, das steht ganz außer Frage, wäre völlig anders verlaufen.

Hildegard Ginzler

Kobolde der Baumwipfel

Sieh mal! Huschte da nicht eine winzige, rotbraune Gestalt über den Waldweg? Tatsächlich: Gerade sieht man noch einen buschigen Schwanz die Tanne hinauf hüpfen – wie ein roter Blitz. Eichhörnchen gehören mit zu den Waldtieren, die man noch am häufigsten beobachten kann.

Oft treiben sich die munteren Kobolde auch in Parks und Gärten herum. Sie sind typische »Kulturfolger«: Ehemals scheue Waldtiere, die sich nun auch in der Nähe des Menschen wohl fühlen. Außerdem sind sie tagaktiv, man kann sie also sehr gut beobachten. Mit ihrem buschigen Schwanz und den schwarzen Knopfaugen sehen sie richtig drollig aus. Kein Wunder, daß sie in viel besuchten Parks von Menschen so reichlich gefüttert werden, daß sie manchmal sogar aus der Hand fressen!



Fraßspuren

Die Vorfahren der rotbraunen Tierchen lebten schon vor etwa 54 Millionen Jahren auf der Erde!

Heutige Eichhörnchen fühlen sich in den Wäldern Europas und Asiens wohl. Diese Tiere gehören – wie der Name schon sagt – zu den Hörnchen. Sie verbringen einen Großteil ihres Lebens in den Baumwipfeln. Wieselfink – oder chensfink – rasen sie Baumstämme hinauf und hinunter. Damit es dabei nicht abrutscht, besitzt das Eichhörnchen lange, gekrümmte Krallen. Um von Baum zu Baum zu gelangen, springen die putzigen Tierchen einfach. Bis zu fünf Meter Entfernung können sie dabei überwinden – dabei sind sie selbst nur etwa 20 bis 25 Zentimeter lang. Bei diesen eleganten Sprüngen dient ihnen ihr buschige Schwanz als Ruder. Dieser ist fast noch einmal so lang wie das Tier selbst.

Nur zur Nahrungssuche verlassen Eichhörnchen die dichten, schützenden-

den Baumwipfel – etwa, um Tannen- oder Kieferzapfen, frische Triebe, beispielsweise von Fichten, Eicheln, Bucheckern und Nüsse zu knabbern. Gelegentlich stehen auch Rinde, Pilze, Insekten und Eier auf ihrem Speisezettel. Gerade jetzt im Herbst kann man Hörnchen besonders gut beobachten, denn im Moment sind sie eifrig auf Nahrungssuche. Eichhörnchen halten keinen Winterschlaf, sondern nur Winterruhe. Nur bei starkem Frost bleiben sie in ihrem kugelförmigen Nest, dem so genannten Kobel. Dann dient ihr Schwanz ihnen als Wärmendecke, an den sie sich kuscheln. Weil sie den Winter nicht durchgängig verschlafen, legen die Tiere für die kühlere Jah-



Nahrungsrest

gen, sucht das Tier alle möglichen Verstecke ab. Klar bleibt dabei so manche kleine Vorratskammer unangetastet. Aus den vergrabenen Nüssen und Eicheln wachsen dann neue Bäume. Die harten Schalen ihrer Nahrung sind für Eichhörnchen kein Problem: Wie alle Nagetiere haben Eichhörnchen scharfe, meißelartige Schneidezähne, die ihr ganzes

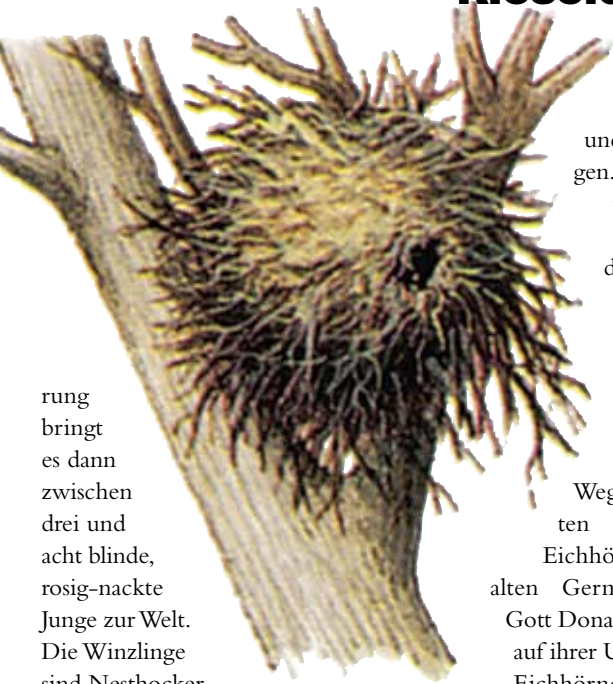
Leben lang nachwachsen. Knabbert ein Eichhörnchen besonders viel, können sie bis zu 15 Zentimeter pro Jahr wachsen. Eichhörnchen trinken übrigens auch Wasser: Im Sommer bleiben sie im Wald stets nahe bei Wasseransammlungen. Im Winter schlucken die putzigen Tiere Schnee, um auf diese Weise ihren Durst zu stillen. Eichhörnchen sind Einzelgänger. Nur zur Paarung im Frühjahr finden sich die Partner zusammen. Doch schon während der Schwangerschaft zankt sich das Weibchen heftig mit dem Männchen und vertreibt es aus seinem Revier.

38 Tage nach der Paa-



Erstaunlich schlechtes Gedächtnis: das Eichhörnchen

Kieselchen



rung bringt es dann zwischen drei und acht blinde, rosig-nackte Junge zur Welt. Die Winzlinge sind Nesthocker

und bleiben zunächst mal im Korb. Erst mit etwa 45 Tagen verlassen sie zum ersten Mal das Nest. Mit etwa acht Wochen werden sie selbständig. Bis dahin kümmert sich die Mutter liebevoll um ihren Nachwuchs. Fällt ein Junges aus dem Nest, pfeift es laut und

Sie balgen miteinander und spielen Fangen. Noch monatelang bleiben die Jungen in der Nähe ihrer Mutter. Bedroht werden sie vor allem von Mardern oder Greifvögeln.

Wegen ihrer roten Farbe waren Eichhörnchen den alten Germanen ihrem Gott Donar heilig. Doch auf ihrer Unterseite sind Eichhörnchen stets weiß gefärbt. Ihre Oberseite ist meistens rot, kann aber auch bräunlich, gelblich oder sogar schwarz sein. Übrigens können Eichhörnchen auch schwimmen: Einen kleinen Bach zu durchqueren ist für die Kobolde der Baumwipfel kein Problem. Vielleicht entdeckt Ihr ja bei Eurem nächsten Herbstspaziergang einen der roten Blitze?

Das wünscht Euch jedenfalls

Euer Kieselchen



alarmiert damit seine Mutter, die es umgehend wieder zum Nest trägt.

Eichhörnchenjunge spielen übrigens gern:



Ein Herz für rote Hörnchen



In Großbritannien gehören rote Eichhörnchen zu den beliebtesten Wildtieren überhaupt. Dennoch befinden sich die rotfelligen Baumkobelde auf dem Rückmarsch. Der Grund: Die Zahl der graugefärbten Eichhörnchen nimmt stetig zu. Diese wurden im 19. Jahrhundert eingeführt. Offensichtlich können sie in Mischwäldern besser überleben – mittlerweile gibt es 2,5 Millionen Graue, während es nur noch 160.000 Rote gibt. Die meisten davon leben in Schottland, in England gibt es nur noch 30.000 rote Eichhörnchen.

Umweltschützer haben deshalb Alarm geschlagen und insgesamt 25 Schutzgebiete für die geliebte rotfelligen Hörnchen eingerichtet. Rote Eichhörnchen bevorzugen Nadelwälder mit verschiedenen Nadelbäumen.